

4. a. die Trennung solcher Wirtschaften und Kleinhandlungen von jedem andern Kleinhandels-geschäft herbeiführe und aufrechterhalte,
b. die Erlaubnis zur Gastwirtschaft trenne von dem Recht, an andere als Wohn Gäste Schnaps auszuschenken;
5. Die Strafen für unbefugten Branntweinschank derart verschärfe, daß die ausgesprochenen Verbote volle tatsächliche Geltung erlangen.

Der Vorstand

des Deutschen Vereins gegen Mißbrauch geistiger Getränke.

Verschiedenes.

Essen, 10. Dez. Ueber den Transport einer Kruppschen Riesenkanohe durch die Schweiz sind die Verhandlungen mit den Bahnen nunmehr zum Abschluß gekommen. Der Transport geht über die argauische Südbahn. Die Kanohe hat 121 t (1 t = 20 Str.), der leere Wagen nahezu 100 t Gewicht. Das Monstrum mißt 15 m Länge, bei 1,9 m größtem Durchmesser. Der Wagen besitzt 16 Räder (32 Räder) und eine Länge von ca. 23 m. Er ist Eigentum der Fabrik Krupp. Die Beförderung über die Bergstrasse geht ganz leicht mit zwei Maschinen, und obwohl die große Last für die Brücken sehr vorteilhaft auf eine kleine Basis reduziert ist, soll bei keiner neuen Brücke der Grotthardtbahn eine besondere Stützung nötig werden.

Köln, 8. Dez. Gegen 200 Herren, meistens Mitglieder des Kölner Architekten- und Ingenieur-Vereins, hatten sich am Samstagabend auf Einladung des Direktors Körber im großen, mit 7 Vogenlampen und etwa 100 Glühlichtern prächtig erleuchteten Maschinenhalle der Aktien-Gesellschaft „Helios“ versammelt. Es handelt sich um einen Vortrag über die Entwicklung der elektrischen Beleuchtungsmaschinen und deren Anwendung auf Städte-Beleuchtung. Abgesehen von den für Fachmänner ungewöhnlichen interessanten technologischen Darlegungen an der Hand von Zeichnungen dürften die Erläuterungen bezüglich der Kosten bei Anwendung des direkten Stromverteilungssystems, d. h. bei Anlagen, in denen die Maschine ihren Strom direkt in die Lampenleitungen abgibt, sowie die Darlegung der Kosten bei Anwendung des indirekten Stromverteilungssystems auch in weiteren Kreisen Beachtung verdienen. Der Kostenunterschied wurde von Direktor Körber an einem höchst überraschenden Beispiel vor Augen geführt. Von der Stadt Barmen ist nämlich ein Kostenanschlag für die elektrische Beleuchtung des Theaters, des Rathhauses und angrenzender Gebäude seitens der Aktien-Gesellschaft „Helios“ eingefordert worden. Nach den von dieser gemachten Berechnungen würden die Kosten für die fertige Leitung nach dem direkten Stromverteilungssystem für den obengenannten Gebäudekomplex von etwa 92 000 Quadratmetern mit 2000 Lampen von 16 Kerzen auf 375 000 Mk. zu stehen kommen oder, 10 pCt. Zinsen und Tilgungsbetrag hinzugezählt, 2 Pfg. für die Lampe und die Brennstunde. Diese Kosten steigen im Verhältnis der Entfernung der Lampe von der Maschine. Bei 720 Meter mittlerer Entfernung z. B. würden die Leitungen für 21 000 Lampen gegen 14 750 000 Mk. an Kupferwert kosten und die ganze fertige Anlage etwa 29 000 000 Mk., während dieselbe Anlage für 21 000 Lampen bei indirektem Stromverteilungssystem sowohl für Hauptleitung wie Transformatoren kaum 165 000 Mk. kosten würde. Der interessante Vortrag fand allgemeinen lauten Beifall.

Hofrat Gerhard Koblitz, der frühere deutsche General-Forst in Zanzibar, hielt Samstag Abend in Berlin einen Vortrag über Zanzibar und die Ostküste von Afrika. Er schilderte die topographischen Verhältnisse Ostafrikas und verbreitete sich über die Möglichkeit der Akklimatisierung von Weißen in den Tropen. Vorbedingung einer solchen sei die bestmögliche Anpassung in Bezug auf Kleidung und Nahrung an die Lebensweise der Eingeborenen, Vermeidung alkoholischer Getränke und allzu trager Ruhe. Nach einem Ueberblick über die Produkte Ostafrikas und die Aussichten, ihren Ertrag bezw. Export zu steigern, schilderte er, nach der „Voss. Ztg.“, die Bewohner der unter deutscher Schutzherrschaft stehenden Gebiete, die sämtlich eine keineswegs zu verachtende Kultur besäßen, fest angesiedelt seien, in Eigentum und Familienleben geordnete Verhältnisse aufzuweisen hätten und selbst in ihren religiösen Vorstellungen zeigten, daß sie höherer Kultur nicht unzugänglich sein würden. Die herrschende Form der Sklaverei sei eine milde, eine Art patriarchalischen Hörigkeitsverhältnisses. Trotz alledem werde die schwierigste Frage der

ganzen Kolonisation die sein, wie man den freien Neger, den man zur Arbeit nun einmal nicht entbehren könne, zur Arbeit erziehe. Nur die direkte Einwirkung auf die Eingeborenen verspreche Erfolg und namentlich die Missionen seien berufen, auch nach dieser Richtung die Kulturträger zu werden. Man müsse die Erziehung der Negerkinder in die Hand nehmen und einen Arbeitszwang neben dem Schulzwang einführen. Zum Schluß erwähnte Redner die politische Lage in Zanzibar und den deutschen Schutzgebieten. Die Insel Zanzibar sei höchst fruchtbar und die Stadt mache von weitem einen europäischen Eindruck, der sich freilich in der Nähe verliere. Doch habe man Straßenbeleuchtung (Petroleum), vor dem Palast des Sultans elektrisches Licht, auch Telephoneinrichtung, sowie eine Straßenbahn; mit andern Ländern habe Zanzibar Telegraphen- und regelmäßige Postverbindung. Der 54 Jahre alte Sultan sei ein wohlwollender, humaner Mann; er besitze alles in allem 60 000 Sklaven, im Durchschnittswerte von ca. 500 Mark per Kopf und beziehe aus den Zöllen eine Jahreseinnahme von 2 1/2 Millionen Mark. Da sicher die Hälfte der ohnedies nicht hohen Zölle unterschlagen werde, so lege diese Zahl sprechendes Zeugnis ab für den blühenden Handel des Landes. Das Vorgehen der deutschen ostafrikanischen Gesellschaft sei angesichts der ungleichen Zukunft der deutschen Schutzgebiete ein sehr dankenswerthes und seine Rechtmäßigkeit könne ebenso wenig in Frage kommen, wie die der deutschen Schutzherrschaft in Witu (nördlich von Zanzibar).

Ueber die Sonntagsruhe wird dem „Gewerkverein“ aus Sachsen geschrieben: Zur gegenwärtigen Zeit allerdings hat wohl jede Fabrik ihre Sonntagsruhe; denn die Arbeiter haben kaum an den Wochentagen, geschweige denn an den Feiertagen etwas zu thun. Da wird also die Diskussion der Frage überflüssig sein. Wenn das Geschäft freilich flott geht und der Arbeiter Gelegenheit hat, sich an Sonntagen ein hübsches Stück Geld zu verdienen, sollte man es ihm nicht wehren, weil diese Zeit gar oft schnell wieder entflieht.

Die deutsche Reichsschule verfügt jetzt über ein Vermögen von 560 000 M. und besitzt Waisenhäuser in Bahr, Magdeburg und Schwabach.

Welche gefährliche Folgen Schläge gegen den Kopf nach sich ziehen können, wurde in einer Verhandlung vor Augen geführt, die vor einem Schöffengericht in Berlin stattfand. Ein Steinwerfer war der Mißhandlung mittels hinterlistigen Ueberfalles angeklagt. Sein Opfer war ein 16jähriger Steindruckerlehrling, welcher angeblich den Sohn des Angeklagten geschlagen haben sollte. Eines abends sah der Angeklagte den jungen Menschen vor sich hergehen und versetzte demselben zwei wuchtige Fausthiebe gegen den Hinterkopf, so daß der Geschlagene sofort zu Boden fiel. Allerdings erholte er sich bald wieder und konnte nach Hause gehen; nach zwei Tagen stellten sich aber Krankheitserscheinungen ein, die auf eine Eöhrung des ganzen Organismus hindeuteten. Der Lehrling wurde von einer Gehirnerschütterung ergriffen, auf der rechten Seite trat Lähmung ein und nach einem langwierigen Krankenlager ist er endlich so weit wieder hergestellt, daß er seine Thätigkeit hat aufnehmen können; er will aber infolge der Schläge an periodisch wiederkehrenden Krampfanfällen leiden. Der Gerichtshof hielt bei diesen schweren Folgen der Mißhandlung eine exemplarische Strafe am Platze und erkannte auf zwei Monate Gefängnis.

Nach der neuesten Volkszählung zählt das deutsche Reich mehr als zwanzig Städte mit über 100 000 Einwohnern. Es sind dies: Berlin, Königsberg, Danzig, Breslau, Stettin, Magdeburg, Altona, Hannover, Frankfurt a. M., Hamburg, Bremen, Dresden, Leipzig, Chemnitz, Straßburg, Köln, Elberfeld, Aachen, Barmen, Düsseldorf, München, Nürnberg, Stuttgart. Noch in der Mitte der fünfziger Jahre gab es in Deutschland nur vier Städte über 100 000 Einwohner. Köln und Dresden hatten damals die Zahl 100 000 noch nicht erreicht. Berlin, das jetzt 1 300 000 Einwohner zählt, hatte damals 450 000 Einwohner. Die außerordentlich rasche Vermehrung der über 100 000 Einwohner zählenden Orte beginnt erst nach 1866. Außer Wch zeigt auch Straßburg einen kleinen Rückgang. Die stärkste Steigerung hat der Ort Friedenau bei Berlin aufzuweisen.

[Die Fabrikation von Stahlnägeln] nimmt in den Ver. Staaten enorm zu. Sie stieg von 18 224 Fässern im Jahre 1883 auf 393 492 im letzten Jahre, und die Umwälzung ist erst im Beginne.

Samstagsblatt

zur

Unterhaltung und Belehrung.

Verantwortlicher
Redakteur:
H. W. Erone.

Beilage des Lüdenscheider Wochenblatts.

Druck und Verlag
von W. Erone jr.N^o 48.

Samstag, den 19. Dezember.

1885.

List und Liebe.

Erzählung von Emilie Heinrichs.

Nachdruck verboten.

Das war zu viel, das Maß der Beleidigungen war voll; mit stolzer, edler Hoheit, im Gefühle ihrer Würde erhob sich die Kaufmannstochter und erwiderte ernst, doch ohne Bitterkeit: „So wälze ich feierlich alle Folgen Ihres ungerechten, eigensinnigen Hochmuts auf Ihr Haupt, mein Herr! — Sie haben selbst mit rauher Hand die Brücke abgerissen, die zur glücklichen Lösung dieser Wirren führte. Leben Sie wohl!“

Betroffen, fast beschämt blickte Hardenfeldt Antonie an und sein Auge folgte der schlanken, herrlichen Gestalt bis zur Thür; ihr letztes Wort hatte ihn mächtig erschüttert, und doch kämpfte sein alter Stolz gegen diese weiche Regung. Plötzlich, als sie bereits die Thür geöffnet, rief er beinahe bittend: „Erlauben Sie noch ein Wort, liebes Fräulein!“

Antonie wartete sich rasch um und ihr bleiches, schönes Antlitz, der stille Vorwurf in dem umwölkten Blick beschämten den Oberst mehr als ihre Worte.

Mit einem sonderbaren Gemisch von Rührung und Härte ergriff er ihre Hand und sagte: „Ich habe sie beleidigt, das thut mir weh; verzeihen Sie es dem rauhen Kriegsmann, der keine Verflüchtung kennt und dem die tolln, widersinnigen Verhältnisse über den Kopf wachsen. Sagen Sie mir, bitte, welche Opfer Sie bringen können, um meinem Hause den Frieden zurückzugeben?“

Antonie schwieg einen Augenblick, die Harmonie ihres Innern war noch zu zerbrochen, um so rasch den rechten Ton zu finden; ihr Blick schweifte nachdenkend und trübe im Zimmer umher und haftete an Clementinens sprechend ähnlichem Bilde, das so freundlich mild auf sie herniederschaut, — und ihr Mut und damit die heitere Zuversicht kehrten zurück in ihre Brust.

„Ich sagte Ihnen bereits, Herr Oberst, warum ich eigentlich die Feste der Residenz aufgesucht!“ begann sie mit ruhigem Tone, ohne auf seine Frage einzugehen.

„Wegen — weil — ja, ja! ich weiß schon warum!“ erwiderte Hardenfeldt stöckend.

„Gut! mein sonderbarer Entschluß erhielt im Grunde erst die rechte Weihe durch — eine Prophezeiung!“ sagte Antonie ernst und bedeutungsvoll.

„Wahrscheinlich aus den Karten?“ forschte der Oberst mit einer sonderbaren, auffallenden Neugierde. Antonie stutzte, — kam ihr vielleicht eine seltsame Schwäche, wie sie oft als Gegen-satz solchenarren Naturen eigen, zu Hilfe? Ihr heller Geist folgte dieser Entbedung mit geheimer Freude, und die schwankende Idee ihres Planes gewann einen sicheren Halt.

Seltenerweise war der Oberst von derselben Schwäche befangen, der selbst der große, geniale Geist des neunzehnten Jahrhunderts, Napoleon I., huldigte. Es ist ja eine bekannte Thatsache, daß dieser Kaiser vor jeder wichtigen entscheidenden Schlacht vor jedem Ereignis, das entweder tief ins Staatenwohl oder in Familienglück eingreifen schien, die berühmte Kartenschlägerin Lenormand um Rat fragte. Auf diese Weise gelangte die Kartenwahrsagerin während des alten Kaiserreichs zu einem gewissen Ansehen, lieferte den Beweis, daß selbst der klarste, der schärfste Verstand seine dunklen Schwächen besitzt, die den Menschen zum Spielball aller Leidenschaft machen.

„Nun, antworten Sie mir doch, mein Kind! haben Sie die Prophezeiung wirklich aus den Karten?“ wiederholte der Oberst seine Frage dringender, mit einer ungeduldbigen Neugierde.

„Allerdings aus den Karten,“ verneigte Antonie lächelnd. „Ein berühmter Kartendeuter der Gegenwart, auf dessen Altar die Klügsten aller Klassen opfern, hat mir die Zukunft enthüllt und mir diese Reise diktiert.“

„Nun, und diese Prophezeiung?“ fragte Hardenfeldt gespannt, „daß man sie nicht wissen?“

„Ich habe keinen Grund, sie geheim zu halten, Herr Oberst,“ lächelte Antonie mit schelmischer List. „Ihren allerdings werden die Worte des Sehers mysteriös vorkommen, ungefähr wie die sinnlosen Reden eines Irren, — Sie werden eine Ursache mehr haben, Ihren Spott an mir zu schärfen. Ich hingegen schaue durch den Flor der Gegenwart die Wahrheit meines Propheten.“

„Liegt nicht im kindischen Spiel oft ein tieferer Sinn, als in der gelehrtesten Rede?“ sagte der Oberst feierlich, „ich bitte Sie nochmals meine Neugierde zu befriedigen.“

Mit komisch feierlichem Pathos wiederholte Antonie die Worte Hellwalds, die dieser damals gut sprechen konnte, weil er, von Waldorf in anderen Angelegenheiten zur Villa beschieden, zufällig ungeheurer Zeuge der Herzensergießungen Rosen's wurde.

Nachdenklich blickte Hardenfeldt, als sie geendet, vor sich hin. „Sonderbar!“ murmelte er, „welchen Eindruck machen diese Worte auf mich. — Wollen Sie diese Prophezeiung nicht zu Schanden machen, meine Liebe,“ setzte er nach einer Pause laut hinzu, „dann müßte sich ihre Bestimmung ja auf der Reise erfüllen. Wie steht es aber da mit Ihrem Opfer?“

„Das Opfer werde ich vollbringen,“ erwiderte Antonie ernst, „und sollte der Wahrsager darüber zu Grunde gehen. Doch Herr Oberst, Sie scheinen sich dafür zu interessieren, — eine Prophezeiung hat Ihnen den Reffen geraubt, wie wärs, wenn Sie sich herabließen, meine schöne Vaterstadt einmal mit Ihrem Besuch zu beehren und das Drakel selbst zu befragen; vielleicht rät es Ihnen ein Gegenmittel, — auch könnten Sie dann zugleich meiner Trauung mit Rosen beizohnen.“

Zweifelsd sah Gardenseldt sie an; endlich schüttelte er den Kopf und bemerkte unruhig: „Wie steht's aber dann mit der Wahrheit Ihrer Prophezeiung?“

„Ich werde den Aberglauben besiegen, Herr Oberst!“ „Um!“ sagte er unmutig, „mein liebes Kind, spielen Sie nicht mutwillig mit dem Schicksal. Der Reichtum Ihres Vaters macht Sie übermütig. Sie scheinen die grollenden Geister des Unglücks leichtsinnig herausbeschwören zu wollen. Sie wollen den Kaufmann heiraten. Das ist mir ganz recht, ganz lieb, — doch sollte es mir leid thun, wenn Sie unglücklich würden. Verachten Sie diese Prophezeiung nicht zu sehr, meine Tochter! Ich sehe es lieber, Sie wählen einen Mann auf der Reise, Sie finden hier sicher einen zweiten Rosen!“

„Seien Sie unbesorgt, Herr Oberst! die Prophezeiung geht doch in Erfüllung, Rosen ist ja aus der Fremde!“ — oder ich schicke ihn wieder her und hole ihn mir aus neue, dann ist die Klippe glücklich vermieden.“

„Wahrhaftig! so geht's, Sie sind ein prächtiges Mädchen,“ rief Gardenseldt fröhlich, „und ich gebe Ihnen mein Wort darauf, nach Hamburg zu kommen, um Ihnen, sowie dem Monsieur Prophezen einen Besuch abzustatten.“

„Prächtig! mein bester Oberst!“ lächelte Antonie mit einem überaus glücklichen Gesichte, „und wann gedenken Sie denn eigentlich Ihre Reise anzutreten?“

„Ja, sehen Sie, mein schönes Kind, was hängt noch vorerst von der Regulierung einer Ehrenangelegenheit ab.“

„Ach! Sie meinen das thörichte Duell mit Baron Dornstein?“ fragte Antonie lächelnd.

„Keinen Spott, wenn Ihnen an meinen Gewogenheit gelegen!“ sagte der Oberst finstler.

Antonie ergriff sanft seine Hände und bat mit süßer schmeichelnder Stimme: „Verzeihung, Herr Oberst, der Armen, die es verschuldet, und dem Brauskopf, der in leichtsinnigem Eifer den blutigen errungenen Lorbeer seines Gegners vergaß. Der arme Baron wartet nur auf ein gütiges Wort aus dem Munde des würdigsten Kavaliere, um augenblicklich reuige Abbitte zu thun, und um die Zurücknahme einer Forderung zu bitten, die ihren Grund nur in seinem jugendlichen Leichtsinne gehabt.“

Gardenseldt's Blicke erheiterten sich sichtlich; einen Augenblick sann er nach, dann erwiderte er freundlich: „Wenn es dem Baron ernst mit der Reue ist, dann bitte ich mir seine Meinung schriftlich aus, im Punkte der Ehre bin ich stumm und habe es deshalb lieber schwarz auf weiß.“

„Wie Sie befehlen,“ sagte Antonie ernst, „doch da diese Angelegenheit nun glücklich reguliert wäre, wann dürfte ich meinen Gast erwarten?“

„So bald als möglich, mein Engel!“ scherzte der Alte mit glücklicher Miene, indem er Antonie's kleine Hände drückte und sie anblickend, mit ritterlicher Artigkeit hinzufügte: „Wahrhaftig! wäre ich nicht Oberst Gardenseldt, ich möchte wünschen, als Kaufmann Rosen geboren zu sein.“

Antonie lächelte schmerzlich und warf einen Blick auf Clementine's Bild.

„Sie reifen morgen, liebes Fräulein,“ fuhr der Oberst redselig fort, „noch ist die Jahreszeit so ziemlich zum Reisen geeignet, der September verspricht schöne Tage; dann freilich muß ich die Zeit wahrnehmen, — so um vierzehn Tage, dünkt ich, könnte ich wohl in Hamburg eintreffen. Posttaufend! eine hübsche Tour, freue mich darauf, ebenso wie auf den modernen Kartenschläger!“

„Schön,“ erwiderte Antonie mit schalkhaftem Lächeln, „und so kann ich hoffentlich von Ihnen, Herr Oberst, mit der frohesten Zufriedenheit scheiden. Das glänzende Resultat unserer langen Unterredung voll spitziger Dornen ist die Wahrheit meiner anfangs aufgestellten Behauptung, und das genügt mir vollkommen. Sie haben von mir eine bessere Meinung gewonnen, noch mehr, wir scheiden als Freunde, als Verbündete, — ein Faktum, das mich zu der verwegenen Hoffnung berechtigt, Sie einst unter dem Dache des Krämers zu sehen. — Mein Wunsch ist erfüllt, leben Sie wohl!“

„Auf Wiedersehen, holdes Kind!“ schmunzelte Gardenseldt. „Guten Sie bald Hochzeit, — und lassen Sie mir gefälligst Ihre Adresse hier.“

Antonie zog eine elegante, duftende Karte aus ihrem Notizbuche, schrieb ihre Adresse darauf und auf die Rückseite die Adresse des Propheten von St. Pauli. Mit einem herzlichen Händedruck

schied sie von dem Oberst und bald rollte der Wagen mit ihr davon.

Mit unruhiger Neugierde: blickte Clementine aus dem geöffneten Fenster. Ein inniger bedeutungsvoller Blick traf sie aus Antonie's Augen, die ihr im Fuge ein Küsschen zuwarf. Als sie mit bangen Ahnungen zum Vater ins Zimmer trat, fand sie diesen ungemein aufgeräumt, zärtlich schloß er sie in seine Arme und rief: „Jetzt wird alles wieder gut, mein Clementine!“ Die böse Fee Fauslerlische hat sich unerwartet in eine Fee Morgenrot verwandelt und alles, alles war nur ein böser Traum. Der Dornstein kriecht zu Kreuz, meine Ehre ist fleckenlos und auch der Arthur wird bald wieder zur Vernunft kommen. Im Vertrauen zu Dir, Herzchen!“ setzte er plötzlich nachdenkend und ernst hinzu, „diese Hamburgerin ist nicht so übel, obgleich sie verdammte rachsüchtig scheint, ein kleiner konsequenter Satan; im übrigen ganz vernünftig, will nicht hoch hinaus, — sich jedoch nicht wegweisen, hat den närrischen Arthur buchstäblich am Karrenseil geführt, denn innerhalb vier Wochen heiratet sie einen Kaufmann von hier. Das paßt, das ist honnet, — jeder lasse sich mit seinem Stande genügen, dünkt alle so, passierte nicht so viel Unheil. — Nun ich denke, meine beiden Kinder werden auch noch zur Vernunft kommen, denn Einigkeit erhält das Haus und des Vaters Segen baut den Kindern Häuser. Basta!“

Bestürzt schaute Clementine den redseligen Vater an, vergebens suchte sie in diesem Chaos von Worten ein Verständnis. Mit eifertiger Hast ergriff Gardenseldt seine Mütze, küßte Clementine freundlich auf die Stirn und schritt mit militärischer Friesche ins Freie, um auf dieses sonderbare Schamäuel, in dem der Sieger unbestimmt geblieben, einen Spaziergang durch die Allee zu machen.

„Einen Kaufmann von hier!“ seufzte Clementine, — „ich verstehe ich Deine Freude, mein guter Vater! Fort mit dem kindlichen Vertrauen, wenn der Seelenpiegel ihrer Augen lügen kann. O! sei ruhig, stolze Schönheit! ich raube ihn Dir nicht, dies Herz kennt keine Hoffnung mehr.“

XII. Frauenlist.

Bierzehn Tage mochten ungefähr vergangen sein; Antonie war längst wieder heimgekehrt, und oft sah man sie nachdenkend sitzen, das Köpfchen gestützt, unruhig und ungeduldig einen Gedanken verfolgend. Häufig wurden Briefe versiegelt und, mit der Adresse „K.“ versehen, weggeschickt und eben so oft erhielt sie solche zierliche, duftende Briefchen, deren Inhalt sie stets mit Glück und Heiterkeit zu erfüllen schien.

Vergebens fragte Rosen sie um das Resultat ihrer Reise, schalkhaft lächelnd legte sie dann den Finger auf den Mund und erwiderte: „Man hoffe, — wenn die Zeit erfüllt ist, stelle ich Sie an den gefährlichsten Posten!“

Und wieder erblickten wir Antonie in dem geheimnisvollen Kabinett des Propheten Hellwald, im leisen, eifrigen Gespräch mit demselben begriffen; der Inhalt einer schweren Börse machte den Scher, der in dieser Hinsicht ganz Mensch war, zu ihrem ergebensten Diener, und bereitwillig mißte er auf ihren Wunsch noch einmal die verhängnisvollen Karten für sie.

„Ich will nichts weiter wissen,“ sagte Antonie lächelnd, „als nur das eine, ob mein Vorhaben gelingt.“

„Seien Sie unbesorgt, mein gnädiges Fräulein!“ versetzte Hellwald, „er soll mir nicht entgehen; hohe, stolze Haltung, militärisch vom Kopfe bis zu den Füßen, ein stattlicher Sechsziger mit grauem Schnurrbart und dunkler Uniform. Trauen Sie in dieser Hinsicht meinem Scharfblick, — ich habe einen Schatz von Menschenkenntnis!“

„Gut, dann verlasse ich mich auf Ihre Ergebenheit, und, spielen Sie Ihre Rolle gut, soll mein Dank sich verdoppeln. Morgen wird er sicher zu Ihnen kommen.“

Mit tiefen Bücklingen begeleitete Hellwald sie zur Thür und wie ein Reh eilte das schlanke Mädchen dem Thore zu, um sich zu Fuß nach dem Neuenwalde zu begeben.

In dem Waldorfschen Landhause zu Eppendorf saßen am nächsten Vormittage Antonie und ihre Freundin Marie Harber im eleganten Morgenanzuge unter der zierlichen Veranda, mit Stickereien beschäftigt. Da küßte Antonie das Köpfchen und ein glückliches Lächeln spielte wie ein sonniger bräutlicher Strahl über ihr liebliches Antlitz, dann preßte sie das Händchen rasch auf ihr Herz, als wollte sie der sie aufmerksam beobachtenden Freundin ihre innere Aufregung verbergen.

„Alle meine Pulse schlagen, und mein Herz wallt ungestüm,“ sang Marie lachend, indem sie ihr die glühenden Wangen streichelte, „ich glaube fast, mein süßes Döngchen, der kleine Amor hat an Deinem Herzen den tüchtigsten Streich verübt; als Tochter eines Mediziners kenne ich die verschiedenartigsten Symptom: aller Krankheiten so ziemlich, und ganz besonders die Gegend links in der Brust. Wenn das Blut aus der Herzkammer schneller durch die Pulse fließt und das Antlitz mit Morgenröte überhaucht und blüht schnell, wie der Gedanke, der die Seele bewegt, wieder wie ein glühender Lavaström zurückkehrt, mit ungestümen Klopfen den Busen zu zersprengen droht, — dann bedeutet dieses verräterische Symptom eine gefährliche Krankheit, ich möchte sie fast chronischer Art nennen, da sie bei jedem zufälligen Geräusch wiederkehrt. Wollte ich diese merkwürdige Krankheit näher zergliedern —“

„Dann würde ich Dir auf der Stelle Dein Doktordiplom nehmen, Du Bißle!“ lachte Antonie. „Doch sage jetzt schnell, welches Resultat hat Deine medizinische Beobachtung herausgebracht?“

„Daß meine Antonie nicht allein gegen mich, sondern sogar gegen sich selbst nicht mehr aufrichtig ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Eingabe des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke an den Deutschen Reichstag.

Bonn, Frankfurt am Main, Cronberg im Taunus und Bremen, im November 1885.

Der unterzeichnete Vorstand hat schon im vorigen Jahre, von der Vereins-Versammlung beauftragt, den hohen Reichstag um Herbeiführung eines Schank-Gesetzes gebeten, das den Zweck verfolgen sollte, die in dem heute bestehenden Branntweinschankwesen liegenden Verfassungen und U-fachen gemeinverderblicher Trunksucht zu mindern. In der Petitions-Kommission hat diese Vorstellung und Bitte auch, nach Ausweis des von dem Herrn Abgeordneten Struckmann erstatteten Berichts (Drucksache Nr. 227), zu unserer Genugthuung eine fast durchweg günstige und zustimmende Aufnahme gefunden. Nur wünschte man in derselben erst die Wirkungen des Gesetzes vom 23. Juli 1879 in bezug auf Venußung der neuen Ermächtigungen desselben durch die Landesregierungen, namentlich was Verminderung der Ueberzahl der Schenken betrifft, ermittelt zu sehen, ehe der Reichstag im Sinne unseres Gesuchs darüber schließig werde, ob die Zahl der Schenken gemeinweise von einem bestimmten Verhältnis zur Bevölkerung abhängig zu machen sei. Der hohe Reichstag ist in voriger Session leider nicht mehr zur Beratung dieses Petitions-Berichts gelangt. Aber der Deutsche Bundesrat, an den wir dieselbe Eingabe gerichtet hatten, hat in jüngster Zeit seinerseits die damals von der Reichstags-Kommission ins Auge gefaßten Ermittlungen angeordnet. Der hohe Reichstag wird demgemäß, vertrauen wir, sich nun in der Sache selbst ein Urteil bilden und kundgeben wollen.

Unser Abscheu kann das Ergebnis jener amtlichen Rundfrage nur bestätigen, was uns in immer wachsendem Umfang aus allen Teilen des Reichs bekundet wird, von Staatsbeamten wie von Kommunalvertretern und Angehörigen aller Stände: daß der jetzt geltende Bedürfnis-Nachweis weder zu gleichmäßigen Richtschnuren führt noch zur Beschränkung der Willkür auf ein erträgliches Maß, weder die Handhabenden befriedigt noch die demselben unterworfenen Personen, und am wenigsten das Uebel der Trunksucht wirksam einschränkt, dessen Schwere in der Nation doch täglich allgemeiner und tiefer empfunden wird.

Daß die Menge der Gelegenheiten zum Kleinkauf und Trinken den Genuß des Schnaps nicht steigern sollte, kann den Erfahrungen anderer Völker gegenüber unmöglich aufrechterhalten werden, auch wenn man die außerordentliche Dehnbarkeit des Genußes alkoholischer Getränke und die mit einer gewissen Notwendigkeit zur Anwendung von Lock- und Reiz-Mitteln führende Ueberkonkurrenz im Schankgewerbe ganz außer acht lassen wollte. Man muß nur nicht lediglich an diejenigen denken, welche schon Gewohnheitstrinker geworden sind.

In Schweden wie in Norwegen ist die größte Abnahme des Verbrauchs von Trinktannwein schon eingetreten, als vom Jahre 1855 bezw. 1845 ab die Masse der kleineren Brennereien

beseitigt ward, die dort zugleich durch ihre Allgegenwart die Stelle der Schenken und Läden vertraten. Trotzdem ist das beständige Augenmerk der städtischen Schank-Gesellschaften, die diesen Kleinverkauf ausschließlich in der Hand haben und uneigennützig-gemeinnützig betreiben, dahin gerichtet, die Menge der Schenken und Läden immer noch weiter zu verringern, obgleich ihrer längst verhältnismäßig kaum noch ein Zehntel der in Deutschland vorhandenen Zahl besteht.

Dänemark liefert den umgekehrten Beweis: von 1860—70 Zunahme der Schenken und Läden für Schnaps von 3492 auf 7709, von 1870—80 abermals auf 10105, binnen zwanzig Jahren also Verdreifachung; gleichzeitig aber auch zwischen 1870 und 80 Zunahme der in den Krankenhäusern des Landes behandelten Alkohol-Kranken von 3 auf 7 pCt. und der in ihnen vorkommenden Todesfälle durch Alkohol von 6 1/2 auf 10 pCt., von 1835—44 bis 1871—75 Zunahme der Trinker unter den Selbstmördern von 154 auf 362, von 1871—75 bis 1876—80 Zunahme der Ehescheidungen aus Trunksucht von einem Fünftel auf ein Viertel der Gesamtzahl, von 1871—80 Zunahme der wegen Polizeivergehens verhafteten Betrunknen von 163 auf 202 unter je tausend.

Dieser Doppelbeweis, obendrein erbracht aus drei stammverwandten und ziemlich demselben Klima unterliegenden Völkern, von denen das letztangeführte dritte nur eben nichts zur Verminderung der Trinkelegenheiten (und allerdings auch nichts zur Verteuerung des Schnapses) gethan hat, dürfte genügen. Nicht nur teurer, wie jetzt die Bundesgewalten der Schweiz thun wollen, auch seltener muß man diese verführerische Halbgift machen, wenn man die übermäßige Verführung abstellen will, die zu übermäßigem Trinken und dessen zerstörenden Folgen führt.

Wir empfehlen dafür nach dem Vorgang der Niederlande zunächst die Bemessung eines kommunalen Schenken-Maximums nach der Einwohnerzahl, damit dann später die Möglichkeit des Ueberganges zu dem noch weit vorzüglicheren Gothenburger System einmal ernstlich ins Auge gefaßt werden könne.

In den übrigen Punkten werden wir unsere vorjährigen Bitten wiederholen dürfen, da die Petitions-Kommission des hohen Reichstags sie sich angeeignet hat. Nur die Verschärfung der Strafen für unbefugten Branntweinschank beanstandete sie. Sie fand hier den Nachweis des Bedürfnisses nicht hinlänglich geführt. Wir berufen uns jedoch auf Holland, wo unsere Reichs-Kommission schon vor zwei Jahren die besondere Wichtigkeit dieses Mittels zur Durchführung der ganzen großen Reform aus dem Munde kommunaler Beamten festgestellt hat, und auf die allgemein bekannte Häufigkeit der Umgehungen, mit denen in Deutschland schon die heutige milde Gesetzgebung zu kämpfen hat.

Wir bitten also den hohen Reichstag, hinwegzuweisen auf Abänderung der Gewerbeordnung dahingehend, daß

I. zunächst ein vorbereitendes Gesetz die Konzessionierung neuer Wirtschaften und Kleinhandlungen für Branntwein-Vertrieb insubindiere;

II. dann aber ein endgültiges Gesetz

1. die zulässige höchste Zahl solcher Wirtschaften und Kleinhandlungen nach der Bevölkerung der fraglichen Gemeinde bemesse, mit der Ermächtigung für die Landes- und Provinz-Gesetzgebung, innerhalb der allgemeinen Reichs-Schranke die Verhältniszahl der Schenken noch weiter zu beschränken, und mit der Einführung periodischer Neufeststellung dieser Verhältniszahlen;
2. solchen Wirtschaften und Kleinhandlungen eine Abgabe zu gunsten der Gemeinden auferlege, wobei es zulässig sein sollte den Verkauf über die Straße höher zu besteuern als den Auskank;
3. solchen Wirtschaften vorschreibe,
 - a. weder an Minderjährige noch an Betrunkene Schnaps zu schenken,
 - b. nur gegen bare Bezahlung Schnaps zu schenken,
 - c. neben dem Branntwein andere Getränke von schwachem Alkohol-Gehalt oder ohne solchen, sowie auch Speisen vorrätig zu halten,
 - d. nur thünlichst gereinigten Branntwein von nicht mehr als 40 pCt. Alkohol-Gehalt zu führen;